

**Bremer Alltag**

A m Hauptbahnhof schnüren Frauen Pakete. Für den Zentral-Hilfs-Ausschuss hat der Norddeutsche Lloyd einen Teil seines Gepäckgebäudes bereitgestellt. „Liebesgaben“ für die Front werden hier gesammelt und verpackt. Es sind Spenden aus der Bevölkerung: Nahrungs- und Genussmittel wie Wurst und Tabak, Gebrauchsgegenstände wie Rasiermesser, Kleidung und Lesestoff. Die Frauen verstehen ihr Ehrenamt als „Kampf“ an der „Heimatfront“, schreibt Larena Schäfer im Buch „Eine Stadt im Krieg.“ Ein Soldat dankt 1914 lyrisch: „Habt Dank, Ihr lieben deutschen Frauen / Und schenkt uns weiter das Vertrauen / Ist unsere Flotte zwar noch klein / Wir werden doch die Sieger sein.“ (jse)

**In welcher Einheit Urgroßvater diente**

Verlustlisten im Internet veröffentlicht

Osterholz-Scharmbeck (jse). Verlustlisten werden sie genannt, tatsächlich sind es Listen des Todes und Leids. Auf 31 000 Seiten im Format kleinerer Zeitungen haben die Behörden im Ersten Weltkrieg verzeichnet, welche Soldaten verwundet, vermisst oder gefallen waren. In Verordnungs- und Anzeigebüchtern wurden die Listen veröffentlicht. Seit Neuestem können die mehr als 8,5 Millionen Datensätze im Internet auf leichte Weise durchsucht werden.

In welcher Einheit diente Urgroßvater? An welcher Front musste er kämpfen? Antworten erhält man, wenn man den Namen des Gesuchten auf der Webseite des Vereins für Computergenealogie eingibt. Der Verein mit Sitz im westfälischen Lünen hat die Listen aus zahlreichen Landesarchiven und Universitätsbibliotheken zusammengetragen. Dass die Informationen auch Fehler enthalten, haben Schüler der Berufsbildenden Schulen Osterholz-Scharmbeck entdeckt. Sie haben eine eigene Datenbank veröffentlicht, die die Namen der im Ersten Weltkrieg gestorbenen Soldaten des heutigen Landkreises Osterholz enthält. Dafür haben sie die Angaben von Denkmälern, Friedhof-Steinen und Kirchen-Gedenktafeln zusammengetragen und mit jenen aus Sterbebüchern der Kirchengemeinden und Personenstandsbüchern der Meldeämter verglichen.

Die deutschlandweiten Verlustlisten kann man im Internet unter www.bit.ly/115bjq durchsuchen. Die Datenbank für den Landkreis Osterholz findet man unter www.bit.ly/1rtDZi.

Mit Mohnblumen gedenken die Briten ihrer Gefallenen im Ersten Weltkrieg – und feiern sie als Helden

Während der Erste Weltkrieg in der deutschen Gedenkkultur hinter dem Zweiten verblasst ist, wird an ihn anderswo mit großen Zeremonien erinnert. Die britische Regierung lässt sich die Feierlichkeiten im Gedenkjahr 2014 rund 66 Millionen Euro kosten. Überraschend nah ist der Erste Weltkrieg außerdem im fernen Australien.

VON JAN RAUDSZUS

Bremen-Melbourne-London. Der nachschwarze Himmel färbt sich langsam blau. Tausende Menschen stehen dicht gedrängt, um einem einzigen Hornisten zuzuhören. Der Mann in Uniform spielt eine getragene Melodie. Es ist das Hornsignal „The Last Post“, das häufig militärische Begegnisse begleitet. Zwei Schweigeminuten folgen. In Australien beginnt die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg jedes Jahr mit dem Dawn-Service, einer Andacht im Morgengrauen.

In Deutschland steht beim Gedenken die Mahnung im Vordergrund. Erster Weltkrieg, das sind hier Schützengräben, schreckliche Verwundung und erbärmliches Verrecken. Andere Staaten hingegen erinnern nicht nur an das Leid, sondern feiern auch ihren Sieg oder haben noch ganz andere Motive. Großbritannien und Australien sind dafür gute Beispiele.

Schon ein Spaziergang durch das Londoner Regierungsviertel Whitehall oder entlang der Themse zeigt: Krieg, das ist hier immer auch Heldenverehrung. Vielerorts stehen Denkmäler für Soldaten. Der Tag der Erinnerung in Großbritannien ist der Armistice-Day am 11. November, dem Datum des Waffenstillstands von Compiègne 1918. Hinzu kommt der Remembrance-Sunday, der zweite Sonntag im November, an dem die Nation inzwischen die Veteranen und Gefallenen aller ihrer Kriege ehrt. An beiden Tagen gibt es ungezählte Gedenkveranstaltungen mit Paraden und Kranzniederlegungen. Mehr als 800 Denkmäler für Kriegstote soll es in Großbritannien geben.

„Der Erste Weltkrieg hat gerade für die Älteren immer noch eine Bedeutung. Die haben Erinnerungen an ihre Großeltern“, sagt Patricia Sahlmen. Die gebürtige Britin hat in Südafrika einen deutschen Seemann kennengelernt. Heute lebt sie in Gandersee. Auch bei ihr haben sich gewisse Bilder eingeprägt: „Wie mein Großvater meinen Sohn Michael auf dem Schoß hatte und ihm vom Krieg erzählt hat, da würde ich schon sagen, dass er stolz klang, auch wenn er bestimmt Schreckliches erlebt hat“, erzählt Sahlmen.

Wichtig für die Erinnerung in Großbritannien ist der Poppy, die künstliche Mohnblume, die man sich an die Kleidung heftet. Sie geht zurück auf das Gedicht „In Flanders Fields“ des kanadischen Sanitätsoffiziers John McCrae. Darin erzählt er von den Kreuzen der Gefallenen auf Flanders Feldern, in deren Reihen der Mohn blüht. Die blutroten Blüten wurden zum Symbol für die gestorbenen Soldaten. Von



Karina de Santis lebte in Australien. FOTO: FR



Ein Denkmal mit 888 246 Mohnblumen aus Keramik erinnert in London an den Ersten Weltkrieg – für jeden britischen Gefallenen eine. FOTO: DPA

Ende Oktober bis mindestens zum Armistice-Day sind die Anstecker im ganzen Land zu sehen. „Da geht kein Mensch ohne Poppy auf die Straße“, sagt Sahlmen.

An den Great War, wie die Briten ihn nennen, wird in diesem Jahr auf besonders üppige Weise erinnert. Am Tower of London wurde ein Denkmal aus 888 246 Keramik-Mohnblumen eingeweiht, in Gedenken an die britischen Gefallenen – für jeden Toten eine. Die BBC zeigt reihenweise Spielfilme, Dokumentationen und TV-Serien. Es gibt zahlreiche Gedenkfeiern, Lesungen und Theateraufführungen. Rund 66 Millionen Euro lässt sich die britische Regierung die Feierlichkeiten kosten.

Der Unterschied zur Erinnerungskultur Deutschlands und der anderer Staaten hat offensichtlich damit zu tun, dass auf der einen Seite Gewinner und auf der anderen Verlierer stehen. Patricia Sahlmen glaubt aber noch einen anderen Grund ausgemacht zu haben. Für sie ist auch die jeweilige Mentalität von Belang. Zwar ginge es beim Gedenken auch in Großbritannien um die Gefallenen und das Leiden, aber der Ton sei eben ein anderer. „In Deutschland wird immer die schlechte Sache rausgeputzt.“

An der Seite der Briten kämpften auch die Australier im Ersten Weltkrieg. Zu ihrer Unterstützung schickten sie gemeinsam mit den Neuseeländern das „Australian

and New Zealand Army Corps“ (Anzac) an die Fronten. Am Anzac-Day, dem 25. April, gedenken die beiden Staaten traditionell der Schlacht von Gallipoli, einer Halbinsel, die heute in der Türkei liegt. Inzwischen erinnert der Tag aber auch an die Teilnehmer aller „Kriege, Konflikte und friedenserhaltenden Missionen“, wie es offiziell heißt.

Karina de Santis kommt ursprünglich aus Polen. Als Jugendliche wanderte sie mit ihren Eltern zunächst nach Neuseeland aus, später zog sie nach Australien. Heute lebt sie in Bremen. „Den Anzac-Day kannte ich schon aus Neuseeland, aber erst in Australien habe ich begriffen, was das soll“, sagt de Santis. Zuerst sei sie über die Feierlichkeiten irritiert gewesen, weil sie den Krieg zu verherrlichen schienen. Irgendwann nahmen Freunde sie zu einem Dawn-Service mit, der morgendlichen Andacht. Am Anzac-Day erlebte de Santis Rituale und Paraden mit Veteranen und Darstellern historischer Figuren. „Die Australier sind sehr stolz auf ihr Land und ihre kurze Geschichte“, sagt die junge Frau. „Der Erste Weltkrieg ist dabei wichtig, weil Australien und Neuseeland damals das erste Mal richtig als souveräne Staaten wahrgenommen wurden.“ Seit 1907 war Australien praktisch unabhängig von Großbritannien.

Inzwischen kann Karina de Santis der Feier, die sogar auf der Halbinsel Gallipoli begangen und im australischen Fernsehen übertragen wird, etwas Positives abgewinnen: „Ich finde es wichtig, daran zu erinnern, dass Freiheit nicht umsonst ist.“ Natürlich habe das alles mit Nationalstolz zu tun, und das Militärische werde betont.

„Ich habe schon das Gefühl, dass die Soldaten als Helden gesehen werden.“ Mittlerweile werde bei der Feier allerdings mehr Wert auf den humanitären Hintergrund von aktuellen Militäreinsätzen gelegt. Als „ironisch“ empfindet es de Santis dennoch, dass der Erste Weltkrieg so weit ab der früheren Schlachtfelder wichtiger zu sein scheint als in Deutschland.

Frankreichs Großer Krieg

■ Wie die Briten nennen ihn die Franzosen den Großen Krieg: la Grande Guerre. In Frankreichs Erinnerungskultur ist der Erste Weltkrieg wichtiger als der Zweite. Ein Grund dafür: Viele Schlachten fanden auf französischem Boden statt. Auch galt die Niederlage Deutschlands 1918 für die Franzosen als großer Sieg. Entsprechend heroisch wird bei den rituellen Zeremonien der gefallenen Soldaten gedacht. Jeden Abend wird für sie unter dem Pariser Triumphbogen eine Flamme entfacht. Der Große Krieg hat die Franzosen nachhaltig zusammengezweißt. Mancher Historiker sieht in ihm sogar den „Ursprungsmhythos des modernen Frankreichs“. (jse)

Scannen Sie das Bild oben, um das Gedicht „In Flanders Fields“ zu hören. Anleitung siehe Seite 1.

Sanfte Therapien im St.-Jürgen-Asyl

Kriegstraumatisierte wurden im Vorgänger des Klinikums Ost ganz anders behandelt als damals üblich

VON STEFANIE GRUBE

Bremen. Die ersten Soldaten kamen schon kurz nach Kriegsbeginn vom Schlachtfeld ins Bremer St.-Jürgen-Asyl. Das heutige Klinikum Ost war damals, 1914, noch ein „Asyl für Geistes- und Nervenkranke“ mit 300 Betten. Erbaut wurde es Anfang des Jahrhunderts außerhalb der Stadt – wegen der „ländlichen Verhältnisse“, die „einen besonderen Reiz“ für die Pfleglinge hätten, heißt es in einer Akte aus dem Staatsarchiv Bremen. Die Klinik verteilte sich auf mehrere kleine Gebäude, dazwischen: Garten.

Auf die erkrankten Soldaten war das St.-Jürgen-Asyl nicht vorbereitet. Die militärischen Patienten wurden zusätzlich zu den zivilen aufgenommen und genau wie diese behandelt. Dabei brachten die Kriegsheimkehrer neue Krankheitsbilder mit: „Sind Sie krank?“, fragt ein Arzt des St.-Jürgen-Asyls einen Soldaten. „Krank nicht“, antwortet dieser, „aber gesund ist man auch nicht mehr – wenn man zweieinhalb Jahre im Feld gewesen ist – dann hat sich alles wohl zusammengezogen.“ Dieser Wortwechsel, den die Kulturwissenschaftlerin Maria Hermes in den psychiatrischen Akten des Krankenhauses aus dem Jahr 1918 gefunden hat, zeigt die schwierige Aufgabe der Ärzte: Also nicht krank? Was tun mit den Männern, die nicht mehr auf das Schlachtfeld wollen oder können?

Heute würde man posttraumatische Belastungsstörungen diagnostizieren, damals galten die Kriegstraumatisierten als Drückeberger und Schwächlinge – und wurden brutal therapiert (siehe Text rechts). Maria Hermes war daher überrascht, als sie die Akten des Bremer St.-Jürgen-Asyls durchsuchte: Die dortigen Behandlungsmethoden waren weit aus sanfter als seinerzeit üblich. Die gängigste Therapiemethode für psychisch Kranke im St.-Jürgen-Asyl sei sowohl vor als auch nach 1914 die Behandlung im Krankenbett gewesen, sagt Hermes, die über jene Zeit ein Buch geschrieben hat: „Psychiatrie im Krieg“.

Krankenbett bedeutet, dem Gehirn zur Erholung möglichst viel Ruhe zukommen zu lassen. Die Methode entstand gegen Ende des 19. Jahrhunderts in klarer Abgrenzung zu Maßnahmen wie der Zwangsjacke und dem Zwangsstuhl – und zeigt die Grundeinstellung des Bremer Klinikums. Dem Kranken sollte im St.-Jürgen-Asyl nicht das Gefühl gegeben werden, eingesperrt zu sein – daher auch die Bezeichnung Asyl: Zufluchtsstätte.

Neben der Bettbehandlung wurde im St.-Jürgen-Asyl die Arbeitstherapie am häufigsten eingesetzt. Laut Hermes behandelte man etwa 50 Prozent aller Patienten so. Für die Soldaten wurden eigene „Arbeitskolonnen“ zur Feldarbeit gegründet. Ein weiteres Zehntel der Patienten bekam die nicht ganz so angenehme Methode der Dauerbadbehandlung zu spüren. Dabei mussten die Patienten über längere Zeit in warmem Wasser liegen, das sollte entspannen. Die Methode führte allerdings 1913 und 1914 zum Tod von zwei Patienten – sie lagen zu lange im zu warmen Wasser.

So positiv die für ihre Zeit sanfteren Behandlungsmethoden im Bremer St.-Jürgen-Asyl auch waren: Aus heutiger Sicht sind sie eine verpasste Chance, sich mit den spezifischen Traumatisierungen der Soldaten nachhaltig zu befassen. Mit fatalen Konsequenzen, glaubt Maria Hermes: „Möglicherweise war es gerade das Fehlen der Auseinandersetzung mit dem Krieg auch nach 1918, das die Geschehnisse der Psychiatrie im Nationalsozialismus ermöglichte.“ Bei der „Aktion T4“ wurden im Zweiten Weltkrieg Menschen mit Behinderung und psychisch Erkrankte als „lebensunwürdig“ systematisch in Gaskammern ermordet. 5000 von ihnen waren Soldaten, die seit ihrer Heimkehr von den Fronten des Ersten Weltkriegs in psychiatrischen Anstalten weggesperrt wurden.

■ Im Video unter www.bremen1914.de erzählt die Kulturwissenschaftlerin Maria Hermes über ihre Forschung zum St.-Jürgen-Asyl – und warum sie die eigene Familiengeschichte seither anders sieht.



Die Krankenschwestern des St.-Jürgen-Asyls – hier etwa 1918 – behandelten ihre Patienten während des Ersten Weltkriegs mit denselben Methoden wie vor 1914. FOTO: GENO

Fehldiagnose bei Traumatisierten

VON STEFANIE GRUBE

München. Im September 1916 treffen sich Deutschiens führende Militärpsychiater zur sogenannten Kriegstagung in München, um die psychischen Leiden heimkehrender Soldaten besser zu verstehen. Der Berliner Neurologe Hermann Oppenheim plädiert dafür, ihre Neurosen als unmittelbare Folgen der Kriegsleiden anzuerkennen, spricht als posttraumatische Störungen, Durchsetzen können sich jedoch die Kollegen Robert Gaupp und Karl Bonhoeffer – mit fatalen Folgen.

Ihr Theorie zufolge beruht die „Kriegskrankheit“ auf einer erblich bedingten Willensschwäche der Soldaten. Laut Gaupp waren die Kriegsneurotiker „wertlose Parasiten der menschlichen Gesellschaft... sich und anderen zur Last!“, schreibt Franziska Dunkel vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Die Kongressteilnehmer entschieden sich somit mehrheitlich gegen die Diagnose Neurose – für den Begriff Hysterie. Die Behandlungsmethoden waren brutal: Hungerkuren, Elektroschocks oder Zwangsexzerzierungen.

Historiker gehen davon aus, dass im Ersten Weltkrieg mehr als 600 000 Soldaten an sogenannten Krankheiten des Nervengebiets litten. Riskante Shocktherapien gab es laut „Ärzteblatt“ in ganz Europa – deutlich öfter als psychotherapeutische Verfahren. Das Stigma, als traumatisierter Soldat ein Schwächling zu sein, hält bis heute an, wenn auch in abgeschwächter Form. Mitunter sprechen Kameraden von „Weicheiern“, wenn sich Bundeswehrsoldaten nach ihrer Heimkehr vom Auslands-einsatz psychologische Hilfe suchen. Die bietet die Armee in einem weiten psychosozialen Netzwerk aus Ärzten, Truppenpsychologen, Sozialarbeitern und Militärseelsorgern. Trotzdem sucht nur etwa jeder fünfte betroffene Soldat, so eine vom Bунdestag in Auftrag gegebene Dunkelzifferstudie, aus Scham oder Angst vor beruflichen Nachteilen professionelle Hilfe auf.